

Theater und Kunst.

Die Vereinigung schaffender Tonkünstler.

rw Da haben wir uns etwas schönes erblassen! Noch nie ist in Wien ein neues künstlerisches Unternehmen mit so viel Erwartungen begrüßt, mit so viel Wohlwollen empfangen worden wie die Vereinigung schaffender Tonkünstler, und noch nie hat eines schon nach kurzer Zeit seiner Wirksamkeit so gründlich enttäuscht wie eben dieser neue Verein. Vergebens hofften wir von Konzert zu Konzert zuerst das große Genie, dann wenigstens das kleine Talent zu finden, das vor der Öffentlichkeit mit rückhaltloser Anerkennung begrüßt werden könnte. Aber wir haben nichts kennen gelernt als die platte Mittelmäßigkeit. Da muß endlich jede Verschönerung aufhören und die bittere Wahrheit gesagt werden.

Am meisten befremdete das ungünstige Ergebnis des Siederabends. Ein hübsches Lied zu komponieren, ist doch nicht so schwer. Mit etwas Erfindung und ein wenig Geschicklichkeit wäre auf diesem Gebiete doch leicht ein bescheidener Erfolg zu erzielen gewesen. Aber auch das war nicht der Fall. Die sechs Komponisten, die zu Wort kamen, Daffner, Noë, A. v. Goldschmidt, J. Wolff, R. Gound und R. Weigl, komponieren alle nach demselben System, das heißt sie lassen das Gedicht in distinkten Tönen sprechen und diese Tonsprache von möglichst ungewöhnlichen Akkorden begleiten. Eine individuelle Physiognomie hat keiner von ihnen, man könnte ihre Namen verwechseln, ohne daß die Mystifikation auffiele. Nur eine einzige Ausnahme haben wir zu verzeichnen: das Lied „Schlagende Herzen“ von Gound, das spontanen Beifall fand und wiederholt wurde. Es ist in dem Stil der Lieder von Gumbert geschrieben, die schon zur Zeit ihrer Entstehung für Kunstwerke minderen Ranges galten. Und das ist das Erfolgreichste, was die junge Generation heute aufzuweisen gebracht hat.

1905

Ein ähnliches Genre wie das der genannten sechs Komponisten vertritt E. Posa, dessen Lieder im Orchesterkonzert der „schaffenden Tonkünstler“ zur Aufführung gelangten. Auch er brachte eine Gumbertiade, Ziliencrons „Trommeln und Pfeifen“, in der wir zwar den Sänger nicht hörten, die aber doch wenigstens ein gefälliges Orchesterstück war. Das Konzert wurde eingeleitet durch Alexander v. Zemlinsky's Orchesterphantasie „Die Seejungfrau“ (nach dem Märchen von Andersen). Hervorragende Erfindung können wir der Komposition nicht nachrühmen, merkwürdigerweise auch nicht eine besonders kunstvolle Verarbeitung der matten Themen. Ermüdende Wiederholungen treten in allen Stimmen auf, und der Komponist verzichtet darauf, aus der gewonnenen Idee neue anregende Gestalten heraustreten zu lassen. Sein Werk wächst nicht, es dreht sich hilflos immer um dieselben Pole. Aber Zemlinsky hat wenigstens Sinn für die Zauber eines schönen Orchesterklanges und ein außerordentliches Geschick, mit den Instrumenten umzugehen. Er ist ein eminenter Praktiker, nicht nur als Komponist, sondern vor allem auch als Dirigent, als welchem ihm, wie wir glauben, noch eine große, ehrenvolle Rolle in Wien bevorsteht.

Sehr wenig Freude hat uns die symphonische Dichtung „Pelleas und Melisande“ von Arnold Schönberg gemacht. Es scheint, daß der Komponist ganz andere Begriffe von Musik besitzt als die übrigen Menschenkinder. Ich sage das nicht deshalb, weil in seiner Symphonie Disharmonien vorkommen, die bisher in solcher Menge und Ausschließlichkeit bei ernst zu nehmenden Tonstücken noch nie verwendet worden sind, sondern weil ihm während der ganzen Dauer des beinahe drei Viertelstunden währenden Stückes nicht ein einziger Gedanke kommt, ja nicht einmal ein frischer, lebendiger Rhythmus. Ein im wesentlichen in gleichförmigem Moderatotempo gehaltenes, eine ausdruckslose Masse von Disharmonien enthaltendes Tongebilde zu schaffen, ist wahrlich keine Kunst. Schönberg ist

heute schon nicht der einzige, der solche Sachen schreibt. Er wird bald noch zahlreichere Nachfolger finden, zumal es Mode geworden ist, sich zu freuen, wenn über eine Komposition alles schimpft, und es als das sicherste Zeichen des verkannten Genies gilt, wenn ein Teil des Publikums — wie es diesmal der Fall war — schon während der Aufführung einer nach dem anderen den Konzertsaal verläßt. Eine derartige Schreibweise, wie sie Schönberg sich angewöhnt hat, kann nicht durch Urteile und Prinzipien, sondern nur durch ihresgleichen umgebracht werden. Deshalb wünschte ich, daß möglichst bald recht viele solche Kompositionen entstehen und aufgeführt würden, wie dieser „Pelleas und Melisande“. Die Komponisten werden dann erkennen, daß es kindeleicht ist, Sachen zu schreiben, über die jedermann lacht und mit denen man das Publikum aus den Konzertsälen vertreibt, aber sehr schwer, etwas zu komponieren, was Beifall findet und die abgeschreckten Zuhörer wieder in die verlassenen Säle zurückführt.

Telephon 12801.

Alex. Weigls Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte

„OBSERVER“

L. österr. behördl. konz. Bureau für Zeitungsberichte u. Personalm Nachrichten

Wien, I., Concordiaplatz 4.

Vertretungen

in Berlin, Budapest, Chicago, Genf, London, New-York, Paris, Rom, Mailand, Stockholm, Christiania, St. Petersburg.

(Quellenangabe ohne Gewähr.)

Ausschnitt aus: DIE ZEIT, WIEN (Tägliche Ausgabe)

vom: 31 JAN 05